„Die übersinnliche Welt.“

No. 9. September 1896. IV. Jahrg.

Alle Zuschriften, Beiträge zum Propaganda-Fonds etc. beliebe man an das
Secretariat der wissenschaftlichen Vereinigung „Sphinx“ in Berlin,
zu Händen des ständigen Secretairs und verantwortlichen Redacteurs
Max Rahn, Eberswalderstr. 16, Portal I, zu richten.

Das Spukhaus in Falkenburg.*)

Unwiderlegbarer Beweis von der Existenz dämonischer Geister.

Nach den wahrheitsgetreuen Aussagen vieler noch lebender, ehrenhafter und geachteter Personen, Zeugen der unerklärbaren seltsamen Vorfälle.

Von **Karl Kühn.**

Einleitung.

Falkenburg, im Mai 1863.

Ueber Alles merkwürdig bleibt die Geschichte des Spuks, welcher in Falkenburg im Jahre 1826 sein Unwesen trieb.

Wenn einzelne Individuen, welche etwas Aussergewöhnliches gesehen oder vernommen zu haben vorgeben, wohl in den meisten Fällen sich täuschen, so kann jedoch anderenfalls eine ganze Stadt und deren Umgebung nicht eine geraume Zeit hindurch Dinge der unglaublichsten Art sehen, hören und fühlen, ohne in Gesammtheit und auf Grund der lautersten Wahrheit deren Thatbestand laut bezeugen zu können; — hier liegt eine Täuschung oder ein Irrthum ausser aller Grenze der Annehmbarkeit. Wäre es von Seiten gewöhnlicher, mit keinen Hülfsmitteln versehenen Menschen möglich, Männer, welche als wissenschaftlich höchst Gebildete in unserem Kreise einen unantastbaren Ruf hatten, und welche wiederholt von der Existenz dieses Unwesens genaueste Kenntniss nahmen, um der Sache in irgend einer Art auf den Grund zu gehen und dem etwaigen Aberglauben zu steuern, immer und immer so über alle Maassen zu düpiren? Die genauesten Untersuchungen, welche nach allen nur möglichen Richtungen

*) Die Beschreibung dieser für den Forscher wegen ihrer auffallenden Familienähnlichkeit mit anderen ähnlichen Spukvorgängen durchaus glaubhaften und interessanten Begebenheiten, wurde im Jahre 1863 vom Verfasser in Broschürenform herausgegeben. Augenblicklich dürften von derselben jedoch nur noch wenige Exemplare vorhanden sein. Lediglich im Interesse psychischer Forschung entreissen wir sie daher der Vergessenheit und bringen sie mit Erlaubniss des Sohnes des verstorbenen Verfassers wörtlich zur Kenntniss unserer Leser, ohne bezüglich der Erklärbarkeit der Vorkommnisse irgend einer der bestehenden Hypothesen den Vorzug zu geben.

Die Redaction.

und auf alle erdenkliche Weise fleissig angestellt wurden, blieben ohne das geringste Resultat! Reisende, welche unsere Stadt passirten und genug furchtlos und unerschrocken waren, sich in das berüchtigte Haus zu verfügen, verliessen es selten anders wieder, als mit einem Gefühl von Grausen und Schauder; denn das, was sie darin erlebten, hatte ihnen die Frivolität und den Unglauben genommen, mit denen sie hinein gegangen waren.

Der Schauplatz dieser als einzig dastehenden Ereignisse war das Haus Nr. 24 in der Vansow-Strasse zu Falkenburg. — Der jetzige Besitzer, welcher es vor wenigen Jahren käuflich erstand, hat demselben durch einen Umbau sein altes, ödes Aussehen genommen und ein recht freundliches ihm verliehen. Es wurde an der Vorderfronte eine neue massive Wand gezogen, und da nach ihrer Vollendung es sich fand, dass sie, vielleicht durch ein Versehen des Maurermeisters, nicht winkelrecht war, ging hier allgemein das Gerücht, dass die früher in dem Hause aufgetretenen Kobolde dies wieder verursacht hätten. Der Eigenthümer liess deshalb in dem darauf folgenden Sommer die bereits wohnlich eingerichtete Oberetage wieder abnehmen und auf's Neue wieder aufbauen.

Nachstehendes sind die authentischen Mittheilungen der Schwiegermutter des Samuel Adler, sowie der Verwandten und anderer Personen, welche einst Augen- und Ohrenzeugen der Spukerei waren. Obgleich seitdem circa 37 Jahre verstrichen, sind sie bei ihren Berichten von den erlebten Vorfällen grösstentheils noch auf's Tiefste erschüttert und ergriffen und sprechen mit einer Ueberzeugung, welche jeden Zweifel an der Wahrheit ihrer Aussagen beseitigt.

Der ursprüngliche Besitzer dieses Hauses war der Kämmerer Schröder. Alte Leute behaupten, dass es schon früher in dem Hause gespukt habe. Eines Abends, so erzählt man, sass Schröder mit den Seinen in der Stube. Die Hausthür öffnete sich und da Niemand hereinkam, hiess er sein Dienstmädchen hinausgehen, um nachzusehen, ob Jemand da sei. Sie sah nichts, hörte aber wie etwas den Hausflur entlang mit einem schleppenden Gang sich bewegte und endlich in einem Winkel der Küche verschwand. Dieser Vorfall soll sich von Zeit zu Zeit wiederholt haben, ohne dass jedoch die Hausbewohner ihm besondere Aufmerksamkeit geschenkt hätten. Noch Andere wollen behaupten, dass es vorzüglich zu Zeiten, in welchen Bauten im Hause vorgenommen worden, nach den Bewohnern geworfen habe.

Samuel Adler war der Sohn eines begüterten Tuchmachers, zu jener Zeit ein kräftiger, frischer und unerschrockener Mann, welcher in den Freiheitskriegen sich militairische Auszeichnungen erworben hatte.

Einige Jahre nach dem letzten Feldzuge verheirathete er sich mit einer Tochter des hiesigen Maurermeisters Müller, eines ebenso wohlhabenden wie geachteten Mannes. Ihre beiderseitige Aussteuer gestattete

ihnen sowohl in wirthschaftlicher wie in gewerblicher Beziehung eine nach damaligen Verhältnissen recht gute Einrichtung, so dass sie dem mehr bemittelten Bürgerstande angehörten.

Adler selbst war ein einfacher Mann, stets ernst und sehr wahrheitsliebend, und seit dem beständigen und grauenhaften Auftreten der unheimlichen Spukgespenster, durch deren Neckereien und Thaten dahin getrieben, etwas religiös überspannt. Er ist im Jahre 1861 gestorben. Seine Frau erlag als Opfer der hier im Jahre 1849 mit grosser Heftigkeit grassirenden Cholera. Sie war als Mädchen und junge Frau anmuthig und hübsch, kräftig und fast immer mit einer ununterbrochenen Gesundheit gesegnet, dabei sehr ordentlich und gutmüthig. Ihren Mitmenschen zu helfen war sie, soviel sie es irgend vermochte, stets gern bereit; ihren Nachbarn und Bekannten dienen und gefällig sein zu können, scheute sie kein Opfer. Alle, welche sie näher kannten, sprechen noch mit grosser Liebe und Achtung von ihr.

Und doch bildete die ganze Zeit des Ehestandes dieser beiden Leute eine Kette von Widerwärtigkeiten; Freuden und Annehmlichkeiten wurden ihnen nur sehr selten zu Theil. Vierzehn Kinder, von denen sieben noch leben und die anderen theils früh, theils in gereifterem Alter starben, entsprossen dieser Ehe.

Im Laufe der Zeit verwandelte sich der Wohlstand dieser Leute, ohne deren Verschulden, in drückende Armuth; trübe Gleichgültigkeit verdrängte namentlich bei der Frau einen heiteren Lebensmuth und einen Frohsinn, der sie ehemals vor ihren Geschwistern auszeichnete; einsam und öde wie ihr Haus, war ihr Leben, aber dennoch besass sie eine Zufriedenheit mit ihrer Lage, die bewundernswerth war, und ein seltenes Gottvertrauen, welches sie durch ihre dornenvolle irdische Laufbahn begleitet hat bis an's Grab. Nur wenige Sterbliche dürften die Kraft besitzen, ein solches Kreuz zu tragen, wie diese Familie, ohne darunter zusammen zu brechen; freilich, die einstige frische Rüstigkeit und frohe Strebsamkeit derselben mussten den gewaltigen, schauerlichen geisterhaften Einwirkungen unterliegen und einem widerstandslosen Dulden Platz machen.

Einige Jahre nach seiner Verheirathung kaufte Adler das Haus des Kämmerers Schröder. Seine Familie bewohnte die unteren Räume desselben und Demoiselle Splinter, eine unverheirathete ältliche Dame, wohnte oben. Die innere Einrichtung passte für Adlers Wirthschaft nicht. Fabriken gab es damals in Falkenburg noch nicht, und ein Tuchmacher brauchte zur Unterbringung der Utensilien seines Gewerbes ziemlich bedeutende Räumlichkeiten. Von der Küche konnte, ohne deren nöthigen Raum wesentlich zu beschränken, noch ein Schlafgemach abgenommen werden, und Adlers Schwiegervater führte diesen Bau aus. Letzterer war seiner Vollendung bereits ziemlich nahe, und das Dienstmädchen (die noch jetzt hier lebende Frau des Tischlers Schmidt) hatte schon einige Nächte

in dem neu angelegten Alkoven geschlafen, worin sich unter Anderem auch ein Küchenschrank befand. Eines Abends (Adler besuchte gerade seine Schwiegereltern, und Frau und Mädchen waren noch in der Stube beschäftigt) geschah ein Geräusch, als wenn aus dem Schrank im Alkoven Küchengeschirr fiel und zerbrach. Die Frau, in der Meinung, dass das Mädchen das Geschirr nicht sicher aufgestellt habe und in Folge dessen etwas herausgefallen sei, sandte das Mädchen mit Licht hin, um sich davon zu überzeugen. Dieses fand jedoch Alles in bester Ordnung und kehrte in die Stube an ihre Arbeit zurück. Nach kurzer Zeit wiederholte sich das Geräusch in verstärktem Grade, ausserdem kam es ihnen vor, als ob von der Decke des Alkovens noch nicht trockener Putz herabfiel. Darauf sagte die Frau: „Mädchen, Du hast gewiss nicht genau nachgesehen, ich will es doch selbst untersuchen". Wie auch sie alle Winkel genau durchleuchtet und nichts Auffälliges gefunden hatte, entfernte sie sich mit der Annahme, dass Ratten entweder unten oder auf dem Boden hauseten. Kaum indess wieder beruhigt, kam etwas aus dem Alkoven in die Stube, auf der Diele hin und her rollend, bald vor ihren Füssen und dann sich wieder entfernend. Beide sahen nichts, verliessen aber in grösster Aufregung und Angst das Haus und eilten zu dem Manne und zu den Ihrigen. Unter Zittern und Entsetzen theilten sie ihre Erlebnisse ihnen mit; diese aber verlachten sie und scherzten über ihre kindische Furcht. Mehrere Männer durchsuchten nun recht gründlich das ganze Haus, keine Ecke, kein Winkel blieb verschont; vergeblich waren alle Nachforschungen, um der Ursache der räthselhaften Vorgänge auf die Spur zu kommen; Alles stand, wie man es verlassen hatte, Jedes an seinem Ort.

In der nun folgenden Nacht und am nächsten Tage störte sie nichts Ungewöhnliches; sie hatten bei ihrer Beschäftigung das Abenteuer des vorigen Abends schon wieder vergessen. Der Abend rückte heran und mit dem neunten Glockenschlage klopfte Jemand an die Thür; keiner trat herein, aber das Anklopfen wiederholte sich. Adler nahm nun das Licht, seine Frau begleitete ihn und sie leuchteten im Hause herum, wo Nichts zu sehen war. Dann verfügten sie sich wieder in die Stube; es klopfte zum dritten Mal, worauf sich die Thür langsam öffnete und sich wieder schloss, ohne dass sie Jemanden sahen. Dann war Alles wieder ruhig.

So geschah es noch einige Abende; immer trat diese sonderbare Erscheinung mit dem Glockenschlage neun ein und stets blieben die Nachforschungen nach den Ursachen, deren Wirkungen man wiederholt vor Augen hatte, ohne jegliches Resultat. Was war natürlicher, als dass ein unheimliches Gefühl die Bewohner dieses Hauses überschlich und dass Adler die unerklärlichen Vorfälle in seinem Hause seinen Verwandten und guten Freunden mittheilte? Diese beschlossen, theils aus Neugierde, theils aus Theilnahme für Adler, dem die Sache sehr nahe ging, sich gemeinschaftlich davon zu überzeugen und wo möglich den Thäter, wenn es ein

Wesen von Fleisch und Bein sei, abzufassen, und im letzteren Falle ihm seine Spukereien auf dem Leibe einzuzeichnen.

Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass diese Männer, jeder Furcht sowie dem Glauben an ein wirkliches Gespenst fern, der unerschrockene Vorsatz beseelte, solcher vermeintlichen Possenreisserei auf einmal ein Ende zu machen. Sie hatten den Krieg mit durchlebt und grösstentheils selbst mitgemacht, kannten also die Welt und das Leben, und obgleich auch Dieser oder Jener von einer früheren Spukerei in dem Hause munkelte, so achtete von ihnen Keiner darauf. Am nächsten Abende sollte drum zur Ausführung ihres Planes geschritten werden, zu welchem Zwecke die Männer in dem bekannten Hause sich einfanden. Einige von ihnen sollten nun draussen, Andere in der Stube weilen, damit sie die Thür, an der es bis dahin hauptsächlich sein Wesen getrieben hatte, genau beobachten könnten. Alles war arrangirt, Alle in höchster Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Da schlägt die in der Stube hängende Uhr die neunte Stunde und — es klopft an die Thür. Diejenigen, so draussen sind, meinen nicht anders, als dass die in der Stube Anwesenden geklopft hätten, um sich einen Scherz zu machen, und umgekehrt. Indem sie sich kaum darüber verständigt haben, dass von einer Neckerei durchaus nicht die Rede sein könne, klopft es wieder, aber etwas stärker, und nach einer kurzen Pause zum dritten Mal mit voller Kraft. Dann öffnete sich gemessen die Thür und schloss sich wieder, und damit hörte es für diesmal auf.

Wie ein Lauffeuer hatte das Gerücht dieser aussergewöhnlichen Ereignisse die Stadt durchflogen; allgemein hiess es: „bei Samuel Adler hausen die Kobolde", und wenn der Abend heranrückte, war die Wohnung desselben der Versammlungsort vieler Neugierigen. Anfangs stellten sich die Gespenster zur bemerkten bestimmten Stunde ein, später zu jeder Tageszeit.

Wir lassen nun die Augenzeugen erzählen:

„In Gross-Grünow, wo ich vormals Prediger war," berichtet der Pastor Kühn in Dramburg, „verbreitete sich das Gerücht, dass es in dem nahe gelegenen Falkenburg beim Tuchmachermeister Adler spuke. Da ich in Falkenburg sehr gut bekannt war, als früherer Prediger von Teschendorf auf dem dortigen Junkerhofe ein Jahr gewohnt hatte und der damaligen Familie des Kammerherrn Philipp von Borcke, als meines Patrons, auch später oft noch zusprach, so wurde ich um so geneigter, nach Falkenburg zu gehen und die Spukgeschichte zu untersuchen. Die Frau Kammerherrin von Borcke, der ich meine Aufwartung, wie gewöhnlich, zuerst machte, liess sogleich, als ich den Grund angab, der heute mich nach der Stadt geführt habe, die damalige Frau Rector Ahlhelm rufen und diese erzählte mir:

„Es war am Johannistage, gerade Mittags 12 Uhr, als ich mit den beiden Töchtern des hiesigen Cantors in das Adler'sche Haus ging. Die

Stube war gross; es befand sich eine Spinnmaschine darin, und da in derselben Alles blieb, wie es bei unserm Eintritt gewesen war, auch von den Bewohnern Niemand zugegen war, so ging ich einigemale umher, klopfte mit der Hand an die Wände und rief: Koboldchen, Koboldchen, so zeige dich doch! Mit einem Mal erhob sich in der Stube ein wahrer Sturm und Wollflocken trieben sich im leeren Raume umher, dass wir kaum die Augen aufthun konnten, und mich packte es oben an den Haaren meines Scheitels, so dass ich schrie so viel ich konnte, mich loszulassen, und stürzte dann den beiden Andern, die schon entflohen waren, nach.“

Da ich die Aeusserungen und das Gebahren der Frau Rector für Scherz hielt, da sie mitunter gern einen solchen machte, trat ich ihr näher, gewaltig ergriffen von dem Mitgetheilten und sprach: Frau Rector, ich bitte Sie bei Allem, was heilig ist, sagen Sie mir die reine Wahrheit, damit wir dem Aberglauben in dieser Geschichte entgegentreten, der gross ist. Da begann sie mit einem ungewöhnlichen Ernste: Herr Prediger, und wenn ich in diesem Augenblicke vor Gott meinem ewigen Richter ständ’, ich könnte nicht anders sagen. Da ergriff mich ein besonderes Gefühl und da dasselbe die beiden jungen Damen, die sie begleitet hatten, aussagten und namentlich, wie mit Zittern und Zagen die Frau Ahlhelm zu ihnen auf dem Hausflur aus der Stube gestürzt sei, so konnte ich kaum den nächsten Tag erwarten, um auch in dies Haus zu gehen und in jeder Art Untersuchungen anzustellen. Da ich jedoch am Tage keine Zeit hatte, musste ich die Abende dazu nehmen und sehr gern ergriff ich, wenn wir in Gr.-Grünow die Fensterladen geschlossen, meinen Wanderstab, um nach dem dreiviertel Meilen entfernten Falkenburg zu gehen, und um so begieriger, als ich bereits im gedachten Hause Zeuge eines ganz besonderen Vorfalles war. In Falkenburg hielt sich damals der Lieutenant Seidel auf, den ich kennen lernte und mit dem ich die Verabredung traf, uns, da das mehrerwähnte Gespenst besonders bei Einbruch der Nacht polterte und tobte, einmal gemeinschaftlich gegen Abend dahin zu begeben und abzuwarten, was geschehen würde. Neben der Stube, wo der Spuk sein Wesen trieb, hielten wir uns bis zu Sonnenuntergang auf, in gespannter Erwartung der Dinge, die da kommen würden; wir konnten kaum die Dunkelheit erwarten. Sie trat ein, und mit einem Male ging es mit Lärmen und Toben los, so dass ein Mädchen in der Spinnstube schrie: „Sehen Sie, hier haben Sie es!“ Mit der grössesten Schnelligkeit stürzten wir in die Stube, ich mit einem Stuhl, auf den ich stieg, und mit der Hand an der Decke, die eben nicht hoch war, hin und her fahrend, um zu erfahren, ob man oben eine Oeffnung hätte, aus welcher man Sand, der in Masse umherflog, schleuderte. Ich fühlte nichts, denn sehen konnte man nichts. Indem ich noch so an der Decke umher manöverirte, erhielt ich einen Wurf von zwei kleinen Steinen, von der Grösse einer guten Haselnuss, nebst mehreren gröberen Sandkörnen an die Brust, die wir auch nachher,

als Licht eingetragen wurde, fanden. Da ich nun meinen Zweck erreicht hatte, begab ich mich zu der Familie v. Borcke, referirte getreu, genoss das Abendbrod mit derselben und schlenderte um 11 Uhr Nachts nach Hause.

Kaum konnte ich den folgenden Abend erwarten, um wieder meine Nachtwanderung nach Falkenburg anzutreten, aber stracks in das jetzt schon ganz berüchtigte Haus, wo ich die Familie beim Abendbrod antraf. An der Breitseite des Ofens, dem Fenster, wo die Familie sass, gegenüber, stand ein benachbarter Tuchmacher, an der schmalen Ofenseite links seine Frau und ich selbst sass in einer kleinen Entfernung in der Nähe der Maschine, so dass ich das ganze Hauspersonal vor mir hatte. An die Schmalseite des Ofens, eben wo die Frau mit einem Kinde stand, stiess ein Kamin, in dem mehrere Töpfe am Feuer standen und vor demselben ein Dienstmädchen. Mit einem Male kam ein Heringsschwanz angeflogen und fiel dem Herrn des Hauses gerade in den Setter, aus welchem er Milch genoss, im Augenblick wieder ein Knochen, der derb an die Schüssel schlug, die auf der Mitte des Tisches stand. Beides aus dem Kamin her. Das Bedauerlichste dabei war, dass die Frau mit dem Kinde auf dem Arme ohnmächtig wurde und nach der andern Seite ihrem Manne in die Arme fiel. Da stand der Mann des Hauses auf, ergriff ein Gesangbuch, reichte es mir zu und sagte in wahrer Verzweiflung: „Herr Prediger! schlagen Sie das Gesangbuch einmal auf, so zufällig, und der jedesmalige erste Vers auf der linken Seite wird auf meinen unglücklichen Zustand passen, denn mit mir ist es aus!“ Tief erschüttert von der Qual des Mannes verliess ich das Haus.

Mitten in einer Nacht werden die Adler'schen Eheleute, die in ihrer Kammer schliefen, durch ein furchtbares Geräusch aufgeschreckt. Es tobt in der Stube nebenan, als ob Betrunkene darin wären; es schlägt auf die Maschine, wie mit Aexten und der Besitzer derselben wagt sich nicht hinein, weil er für sein Leben fürchtet. Mit schrecklicher Besorgniss sieht er dem Tage entgegen, und glaubt fest, nichts als Trümmer am Morgen zu erblicken. Und wie erstaunt Adler mit seiner Frau: Alles ist im besten und in demselben Zustande, wie sie es am Abend vorher verlassen haben, nicht ein Faden auf der Maschine ist entzwei, am wenigsten vom Eindruck eines Hiebes oder Stosses etwas zu sehen! — An eben diesem Tage wird der herrschaftliche Bediente von Warlang nach Falkenburg auf die Post geschickt, um Briefe zu holen und im Auftrage seiner Herrschaft sich des Näheren nach dem Spuke zu erkundigen. Als er in das berüchtigte Haus eingetreten ist, geht er auf dem geräumigen Hausflur hin und her, klopft rechts und links an die Wände und ruft zu wiederholten Malen: „Komm, Koboldchen, komm, wo steckst Du denn? Komm doch!“ Während seines Rufens und Klopfens kommt ein Stück Dachstein geflogen, saust neben ihm vorbei, trifft ihn zwar nicht, aber unglücklicherweise das achtjährige

Töchterchen des Kaufmanns Gustav Klatt, der gegenüber wohnte, das eben mit einem Töchterchen des p. Adler auf der Treppe gestanden hatte, und das ich, da ich gerade an diesem Tage auch in Falkenburg war, selbst in Augenschein genommen habe.

Meine Geschäfte riefen mich zeitig nach Hause. Tags darauf wanderte ich in den Abendstunden wieder nach Falkenburg. Der dortige Magistrat hatte nun, da die Sache immer gefährlicher und bedenklicher wurde, Nachtwachen angeordnet. Da ich ein gesunder und kräftiger Mann war und mich noch immer für einen Falkenburger ansah, so trug ich darauf an, dass ich auch Theil nehmen dürfte; mein Gesuch wurde gewährt und mein Kamerad war ein Schuhmachermeister Michael. Wir gingen zu gleicher Zeit an den Ort unserer Bestimmung. Es war bereits in der Spukstube, die bis dahin Wohnstube der Adler'schen Familie gewesen war, Licht angezündet. Wir zwei Wächter hatten bereits unsere Plätze eingenommen, ich so, dass ich der Stubenthür den Rücken zukehrte; mein Mitgenosse sass mir gegenüber. Wir unterhielten uns, und natürlich drehte sich das Gespräch um die Spukgeschichte. Michaël steht auf und geht nach der Stubenthür und um mir zu zeigen, wie der Spuk angefangen habe, fasst er an den Drücker des Schlosses und rüttelt an demselben einige Male hin und her. Indem er sich seinem Stuhle wieder nähert und meine Augen nur auf ihn gerichtet sind, fängt er Kopf und Schultern dicht zusammenziehend, mit einem Male halb im Scherz, halb im Ernst zu mir zu schreien an: „Sehen Sie, Herr Prediger, jetzt krieg' ich 's!“ Ein Stein, von der Grösse einer kleinen wälschen Nuss, fällt von seinem Rücken zur Erde und in demselben Augenblicke flog wieder Etwas, wie ein weisser Schmetterling, horizontal hinter ihm her. Das Licht vom Tische nehmend, suchte und fand ich beide Gegenstände, sie in die Tasche steckend. — Um 12 Uhr war unsere Wache beendet und wir wurden von zwei anderen Wächtern abgelöst. Verabschiedet von meinem Kameraden, der mich noch bis über die Mühlenbrücke begleitete, ging ich mit meinem Stock in der Hand und meinen beiden Gegenständen in der Tasche, die für mich jetzt einen besondern Werth hatten, nach Hause. Es war 2 Uhr. Alles lag im tiefen Schlaf. Schnell entkleidet und ziemlich müde bestieg ich mein Bett; meine Frau, die jetzt erwachte, fragte, warum ich so spät käme; ich gab ihr den Grund an; als ich auf die mehr erwähnten zwei Dinge gerieth, die an jenem Abende die Hauptrolle spielten, brach meine Hausmutter in die Frage aus: „Wo hast Du denn die beiden Dinge hingethan?“ Ich habe sie in die Rocktasche gesteckt. „Wo hängt denn der Rock?“ Dort am Riegel. „Ach um Gottes Willen! Willst Du gleich die Dinger 'rausnehmen und fortbringen!“ Jetzt wurden meine drei Kinder munter und fingen an zu schreien und so blieb mir nichts Anderes übrig, als mich nothdürftig anzukleiden und die Gegenstände aus dem Hause an einen andern Ort zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Seherin aus der Rue de Paradis.

Von H. B. Fischer.

(Schluss.)

Ein von dem Abbé Valadier, dem Almosenier von La Roquette, zusammen mit dem Almosenier der Anstalt von Saint Charles am 17. März unternommener Beschwörungsversuch endete damit, dass der Abbé voller Rührung und mit Thränen in den Augen von dannen ging.

In Uebereinstimmung mit Mlle. Couédon unterscheidet M. G. Méry deren Offenbarungen in solche allgemeiner und solche privater Natur, welch' letztere wieder, insofern sie die Vergangenheit und Gegenwart betreffen, den Zweck zu haben scheinen, Vertrauen in die eigentlichen Prophezeiungen zu erwecken. Die Offenbarungen privater Natur haben in der öffentlichen Meinung die meiste Ueberraschung erzeugt, da sie, wie aus zahlreichen von M. G. Méry gesammelten Zeugnissen hervorgeht, und wie er selbst wiederholt feststellen konnte, fast immer mit der Wirklichkeit übereinstimmten.

M. G. Méry beschreibt nun ausführlich den bereits in seinem ersten Bericht in allgemeinen Umrissen gezeichneten Vorgang, wie er sich bei den Offenbarungen abzuspielen pflegt. Sie beginnen mit allgemeinen Bemerkungen über den Charakter der fragenden Person, denen mehr oder weniger unbestimmte Anspielungen auf augenblicklich vorwaltende, vorgefasste Meinungen folgen. Das geht anfangs vielleicht nicht über die Grenzen einfachen Gedankenlesens hinaus. Bei geduldigem längerem Zuhören indessen nehmen die Offenbarungen allmählich bestimmtere Gestalt an. Die Stimme redet nicht mehr blos von Gemüthsvorgängen, sondern citirt Thatsachen, Handlungen. Von der Vergangenheit geht sie zur Zukunft über, welche im Allgemeinen mit grosser Zurückhaltung behandelt wird; daran knüpfen sich Weissagungen allgemeiner Natur über das Geschick Frankreichs, der Geistlichkeit, über drohende Catastrophen, und den Schluss bilden Aufforderungen zum Wohlthun und Beten, sowie Rathschläge, welche ausnahmslos eine vornehme christliche Gesinnung bekunden und einen wahrhaft evangelischen Geist athmen.

Mlle. Couédon versichert, keine Erinnerung an die durch ihren Mund gesprochenen Verkündigungen zu besitzen und will auch nachträglich nichts davon hören.

Der Zudrang zu den Privatsitzungen ist ein ungeheurer; sie zählen seit dem Monat August nach Tausenden, und nach dem Erscheinen des ersten Artikels hätte Mlle. Couédon, um allen Anforderungen zu genügen, Tausende von Sitzungen täglich geben müssen. Durchschnittlich hat sie an jedem Tage in der Zeit von 9 Uhr Morgens bis 11 Uhr Abends kaum

40 bis 50 Besucher empfangen können, sodass letztere sich heute schon bis in den Monat Juni hinein haben anmelden und vormerken lassen.

M. G. Méry zählt eine Reihe von absolut verbürgten Thatsachen auf, welche jeden Zweifel daran ausschliessen, dass Mlle. Couédon wirklich die Gabe besitzt, nicht nur zutreffende Angaben über ihr ganz unbekannte Personen und Dinge zu machen, sondern auch Thatsachen, von denen Niemand etwas wissen konnte oder wusste, zu constatiren und Geschehnisse vorauszusagen, welche in der Zukunft ihre Bestätigung fanden. Mögen auch Albernheiten mit unterlaufen, mag hin und wieder mit Wahrheit sich Irrthum mischen, es bleiben in Menge Fälle übrig, welche jeder noch so strengen ehrlichen Kritik Stand halten. Besonders erwähnenswerth sind die beiden brieflichen Zeugnisse der Doctoren Papus (Encausse), von dem weiter unten noch die Rede sein wird, und De Chateaubourg. Beide Herren bestätigen das Eintreffen von Voraussagungen, welche von Mlle. Couédon gemacht worden sind. Dr. De Chateaubourg versichert ganz ausdrücklich, dass nach seiner Ueberzeugung Mlle. Couédon weder hysterisch noch verrückt sei, und macht die sehr richtige Bemerkung, dass, wenn auch derartige Kranke dasselbe, was Mlle. Couédon bezüglich ihrer Mission, des Erzengels Gabriel u. s. w. behauptet, ebensogut vorbringen könnten, sie doch niemals im Stande wären, dem Arzte nur ihm allein bekannte Dinge und Thatsachen aus der Vergangenheit oder Zukunft zu enthüllen.

Die Prophezeiungen allgemeiner Natur erfolgen vorzugsweise in sogenannten öffentlichen Sitzungen, zu denen nur solche Personen Zutritt haben, mit denen der Engel bereits gesprochen hat. Sie beziehen sich auf Naturereignisse, Nationen, Gemeinschaften, auf Länder- und Rassen-Schicksale. Wir können darauf verzichten, deren Inhalt näher zu erörtern, so interessant eine solche Plauderei auch sein möchte. Seit Menschen existiren, haben sie auch neugierig ihre Blicke nicht nur in ihre individuelle sondern auch in die Zukunft der Allgemeinheit und des Cosmos gerichtet; es hat seit Menschengedenken solche Wahrsagungen allgemeiner Natur, wie sie Mlle. Couédon heute macht, gegeben. So verschieden die Wahrsagungen aller Zeiten ihrem Inhalte nach sein mögen, so grosse Uebereinstimmung zeigen sie hinsichtlich ihrer Vieldeutigkeit und ihres Panchronismus, und man fühlt sich zu behaupten versucht, dass es nicht viele alte Weissagungen geben dürfte, welche zu ihrer Beglaubigung nicht auf ein späteres Ereigniss sich berufen könnten. Wem fällt bei der Prophezeiung von der Zeit, wo „Steine reden werden“, nicht gleich unsere Hieroglyphenforschung und die Keilschriftenentzifferung ein? Solche Zeit und Raum überbrückende Ideenassociation könnte einst auch den allgemeinen Prophezeiungen von Mlle. Couédon zu Gute kommen. So hat sie z. B. verkündet:

„Wo einst das Meer geflossen ist,
Wird sich ein Continent erheben.“

Warum denn nicht? Die Holländer brauchen ja nur ihren Plan der Trockenlegung der Zuidersee auszuführen, oder die Korallen in der Südsee ihr Riesenbauwerk zu beendigen. Aber auch das Nichteintreffen von Prophezeiungen lässt sich, ohne letztere für Unsinn erklären zu müssen, ganz gut begründen, wie wir weiter unten sehen werden. Das eben Gesagte soll nur unsere Ansicht unterstützen, dass es keinen Werth hat, uns heute schon auf eine Erörterung des inneren Gehaltes der allgemeinen Prophezeiungen von Mlle. Couédon einzulassen. Von Wichtigkeit sind heute mehr die Thatsache, dass sie prophezeit, und die Umstände, unter denen es geschieht.

Hören wir, was in dieser Beziehung uns der Oberst de Rochas in Paris, den unsere Leser bereits mehrfach als einen der geistvollsten französischen Forscher auf okkultem Gebiet kennen gelernt haben, in einem dieser Tage an uns gerichteten Briefe über Mlle. Couédon schreibt. Zwar hat er aus gewissen naheliegenden Gründen nicht in Person der Seherin einen Besuch machen können, sondern verlässt sich, was die Thatsache der Seherschaft anlangt, auf die Mittheilungen von befreundeten Personen, welche sich darüber Gewissheit verschafft haben, dass die junge Dame nicht, wie von gegnerischer Seite fälschlich behauptet wird, eine Simulantin ist; aber dieser Umstand benimmt in unsern Augen der Ansicht des Herrn de Rochas nichts von ihrem Werthe. Er sagt wörtlich: „Mlle. Couédon ist ein Sujet, wie es deren viele giebt, welches eine gewisse Hellsichtigkeit an sich hat und bei seinen Anwandlungen im Allgemeinen unter dem Einflusse jener inferioren Wesenheiten handelt, denen die Bewegung der Tische und das automatische Schreiben beizumessen sind. Den einzigen Unterschied dabei bildet die Methode der Mittheilung. Ebenso wie diese bislang nur schlecht erkannten Wesenheiten ihre im Allgemeinen banalen Mittheilungen mit grossen Namen, wie Sokrates, Lykurg, Mesmer etc., zeichnen, so legt sich die auf den Astralkörper von Mlle. Couédon wirkende Wesenheit den Namen des Engels Gabriel bei. In diesem Falle, wie in allen früheren, kommen manchmal Wahrheiten und sehr oft Irrthümer vor.“

Dagegen lässt sich der „Berliner Börsen-Courier“, wie eine Notiz in seiner Ausgabe vom 21. April 1896 besagt, aus Paris berichten:

„Dem Schwindel mit der „Seherin der Rue de Paradis“ gehen jetzt die Gelehrten energisch zu Leibe. Der Nimbus des Fräulein Couédon dürfte durch den Bericht der von der psychischen Gesellschaft zur Prüfung des Falles eingesetzten Commission zerstört sein. Es hatten sich zahlreiche Personen, unter denen man auch viele Priester und Aerzte bemerkte, im Hôtel des Sociétés Savandes eingefunden, um diesen Bericht entgegenzunehmen. Dr. Hacks, Hauptberichterstatter, erklärte, Frl. Couédon sei weder hysterisch, noch epileptisch und es könne auch von einer Doppelexistenz nicht die Rede sein. Er schloss darnach: „Wenn Frl. Couédon für den Augenblick wenigstens nicht

geisteskrank ist, wie ich glaube, so ist sie also eine Simulantin? Ja, sie ist eine Simulantin. Sie heuchelt, sie lügt. Ihre Haltung ist übrigens die einer Person; die auf ihrer Hut ist, denn sie weiss wohl, dass sie lügt. Ihre Ekstase ist nur eine Vorspiegelung. Sie kann weder den Stich einer Nadel, noch die Berührung eines heissen Eisens vertragen.“ Indessen giebt Dr. Hacks zu, dass Frl. Couédon sich in einem Seelenzustande befindet, der ihre Verantwortlichkeit stark abschwächt, dagegen um so mehr die ihrer Umgebung erhöht. Sie stehe am Rande des Irrsinns und wenn sie in diesen verfalle, so sei ihre Umgebung dafür verantwortlich zu machen.“

Mit der vorstehend erwähnten „psychischen Gesellschaft“ ist offenbar die in Paris bestehende, von dem im weiteren Verlauf unserer Besprechung noch zu nennenden Stiftsherrn Brettes gegründete „Société des sciences psychiques“ gemeint, und es handelt sich hier offenbar um denselben „Commissionsbericht“, über welchen die „Berliner Börsenzeitung“ in ihrer Nummer 219 vom 10. Mai 1896 (II. Beilage) die nachstehende Meldung bringt:

„Die letzte Sitzung der Pariser Société des sciences psychiques war ungewöhnlich zahlreich besucht. Es handelte sich um den Bericht des vor einem Monat behufs Untersuchung des Falles Frl. Couédon niedergesetzten Ausschusses. Der Ausschuss versichert (nach dem Bericht der „Voss. Zt.“), dass, trotz der absichtlichen Täuschungen, Frl. Couédon aufrichtig ist. Es ist unzweifelhaft etwas Geheimnissvolles und Unerklärtes bei ihr. Namentlich spricht sie in Stossreimen mit einer solchen Schnelligkeit, dass drei Stenographen ihr nicht zu folgen vermögen. Neben erstaunlichen Voraussagungen sagt sie die gröbsten Irrthümer; z. B. gab sie über dieselbe Person drei widersprechende Aussagen. Indessen ist durch zahlreiche, sichere Zeugen festgestellt, dass Frl. Couédon die Gedanken gewisser Personen zu lesen vermag, ihre Vergangenheit, Gegenwart und selbst die Zukunft sieht. Einer bedeutenden Persönlichkeit sagte sie, trotz deren Ableugnen, einen Trauerfall in der Familie an. Als die Persönlichkeit Abends nach Hause kam, fand sie die Todesanzeige eines nahen Verwandten. Kürzlich starb ein Mann, der zwei Millionen besass. Die Erben fanden blos 2000 Franken Baargeld in der Wohnung. Alle Nachsuchungen im Hause und in Bankhäusern förderten nichts zu Tage, so dass die Wittwe alle Hoffnung aufgab. Ein Neffe befragte Frl. Couédon, die aussagte: „Ich sehe einen Schatz in Papieren in einem Wandschrank mit Doppelboden; obendrauf liegt ein Goldstück.“ Der Neffe suchte mit Hilfe eines Baumeisters und entdeckte in einem Wandschrank ein Versteck, worin sich zwei Millionen in Werthpapieren befanden; obendrauf lag ein Hundertfrankenstück (in Gold), das der Verstorbene als Fetisch zu tragen pflegte. Frl. Couédon sagte der Sängerin Ugalde, ihre Tochter Maguérite werde gesund werden und gab Tag und Stunde an; alles traf vollständig ein. Herrn Jabatier sagte sie richtig eine ganz unerwartete, unwahrscheinliche Erbschaft voraus. Am 2. April sagte sie, was die Blätter sofort abdruckten, den Sturz des Ministeriums Bourgeois für den 21. voraus, was richtig eintraf. Und Aehnliches mehr. Der Berichterstatter schloss daher: „Inmitten aller Irrthümer und Verirrungen beweist Frl. Couédon eine ungewöhnliche, auf natürliche Weise nicht zu erklärende Sehergabe.“ Der Dr. Encausse bemerkte, wenn Frl. Couédon nicht einer ärztlich festgestellten Klasse zugetheilt werden könne, müsse ihr Fall dem Spiritismus zugerechnet werden. Er führte Aehnliches an: Eine Somnambule habe den Fall Gouffé vierzehn Tage vor dessen Entdeckung erzählt. Ein Roman Dickens' sei durch einen Schmied, der nie eine Feder geführt, zu Ende geschrieben worden. Der Arbeiter wusste

sofort alle Namen des Romans sowie den Stil Dickens', auch seine Schreibfehler. „Thatsache ist, dass das Mysterium uns umgiebt, einhüllt, ja erdrückt. Wir wissen nichts von der Welt, noch von uns selbst."

Man erhält beim Vergleich der beiden Mittheilungen sofort den Eindruck, dass Dr. Hacks feindselig gegen Mlle. Couëdon auftritt. Schon aus diesem Grunde kann sein Urtheil keinen Anspruch auf Objectivität machen. Es scheint ihm weniger um die Wahrheit als solche, als vielmehr um das zu thun zu sein, was er für Wahrheit ausgiebt. Erwägt man noch, dass ihm der grosse Reichthum an Erfahrung auf okkultem Gebiet, über den sowohl Dr. Encausse (Papus) wie der Oberst de Rochas verfügen, vollständig abgeht, so kann man nicht umhin, dem letzteren beizupflichten, wenn er in dem an uns gerichteten Briefe mit Bezug auf Dr. Hacks sagt: „Die Meinung eines solchen Menschen hat für mich keinen wissenschaftlichen Werth."

Der Berichterstatter der „Berliner Börsen-Zeitung" hat der obigen Meldung noch die Bemerkung angehängt, dass Dr. Encausse, „einer der mächtigsten Pariser Schwarzkünstler, als Magier den Namen Papus führt und unter den Spiritisten und ähnlichen Leuten eine Hauptrolle spielt." Damit hat er wahrscheinlich in geistreichelnder Manier seinem Zweifel an der Unbefangenheit des Dr. Encausse Ausdruck geben wollen. Er hätte ebenso logisch und witzig die Unbefangenheit des Astronomen in Frage stellen können, weil er in astronomischen Dingen mehr gelehrt und erfahren ist als ein Laie.

Nur der Curiosität halber möchten wir noch von einer aus spiritistischen Kreisen stammenden Aeusserung hier Notiz nehmen. In einer spiritistischen Zeitschrift wird ein Original-Bericht der „Vossischen Zeitung" unter der Ueberschrift: „Die neueste Pariser Seherin" abgedruckt, welchen die Redaction mit nachstehender Anmerkung begleitet: „Entweder ist die neueste Pariser Seherin eine Schwindlerin oder aber der angebliche Erzengel Gabriel. Es ist ja möglich, dass ein Geist aus Fräulein Couëdon spricht, ja wahrscheinlich, aber dass sich der Erzengel Gabriel, wenn es wirklich einen solchen gegeben hat, direct manifestirt, ist nicht anzunehmen. Denn er würde in solchen lichten Sphären sich befinden, von denen aus direct sich zu manifestiren, ihm unmöglich ist."

Dieses summarische Urtheil erinnert unwillkührlich an jenes Pascha-Wort: „Entweder steht in den Büchern dasselbe wie im Koran, dann sind sie überflüssig; oder es steht nicht dasselbe drin, dann sind sie gefährlich. Auf jeden Fall müssen sie verbrannt werden." Nun, wir wollen mit der Redaction über ihre Anschauung aus gewissen, durch das citirte Analogon illustrirten Gründen, nicht rechten, sondern uns lediglich auf eine Frage beschränken: „Hat die Redaction noch nie etwas von somnambuler Ekstase gehört?"

Die eben beendete Abschweifung auf das Gebiet der deutschen Pressberichterstattung über den Fall Couédon zeigt so recht die Nothwendigkeit, dass wir die von M. G. Méry verfasste Broschüre möglichst eingehend besprechen, um unsern Lesern ein klares Bild von dem Sachverhalt zu verschaffen. Wir erfahren von ihm, dass von den bedeutenderen Pariser Zeitungen, ausser der „Libre Parole", noch der „Figaro", „Temps", „Intransigeant", „Eclair", „Echo" und „Gil Blas" von der Seherin Notiz genommen haben.

„L'Eclair" publizirt eine Auslassung von Zola, in welcher dieser sich dahin ausspricht, dass er in der Sache vor allen Dingen einen für die Aerzte interessanten Fall erblicke; während nach der Behauptung des Berichterstatters der „Berliner Börsen-Zeitung" Zola gesagt haben soll: „Die letzte der Wahrsagerinnen auf dem Jahrmarkte hätte ihre Sache besser gemacht." Davon steht im „Eclair", der für uns massgebend ist, kein Wort, wie überhaupt die französischen Berichterstatter die Thatsächlichkeit der Phänomene nicht in Abrede stellen.

Sein Urtheil über das Verhalten der Pariser Presse fasst M. G. Méry, nachdem er die verschiedenen Berichte der obengenannten Blätter in der Hauptsache wörtlich wiedergegeben hat, in folgende Worte zusammen:

„Kurz, wenn auch die Presse, soweit die Wahrheit der Aussprüche der Seherin in Betracht kommt, sich trotz der Zeugnisse im Allgemeinen ziemlich ungläubig verhält, so scheint sie darum doch nicht weniger zu constatiren, dass die Aussprüche, abgesehen von der Form, in die sie gekleidet sind, einige Wahrscheinlichkeit für sich haben, namentlich im Hinblick auf den allgemeinen Geisteszustand und die bestehende politische Lage."

Im weiteren Verlauf seiner Broschüre beschäftigt sich M. Gaston Méry mit den Aerzten.

„Die Aerzte haben sich seit Molière kaum geändert. Zwar tragen sie keine spitzen Hüte mehr, haben aber trotzdem nicht aufgehört, komisch zu sein. Die um und wegen Mlle. Couédon sich abspielenden medicodrastischen Scenen verdienen wahrhaftig, einen grossen Poeten zu inspiriren. Das kommt ohne Zweifel noch."

Zu derartigen Betrachtungen wird M. G. Méry von etwa einem Dutzend Gutachten hervorragender Aerzte angeregt, welche er, wie er gesteht, nicht lesen kann, ohne laut auflachen zu müssen, da sie einander alle widersprechen.

„Indessen", so fährt M. G. Méry fort, „sind es nicht die Widersprüche unserer modernen Diaforiusse, welche mir in erster Reihe auffallen; es ist vielmehr — von ein paar achtungswerthen Ausnahmen abgesehen — ihre unbewusste mala fides (mauvaise foi). Sie scheuen sich in der That nicht, ein kategorisches Urtheil über ein Sujet abzugeben, welches sie nicht

einmal gesehen haben. So sicher ist ihre Diagnostik, dass sie auf die Entfernung wirkt. Die Weigerung, sich auszusprechen, bevor sie in der Lage waren, mit der Sache Bekanntschaft zu machen, scheint bei ihnen mit einem Zugeständniss der Unwissenheit gleichbedeutend zu sein.

Und aus Furcht vor der Anzweiflung ihres Wissens blenden sie uns mit ihrer Albernheit.“

„Dazu kommt die Engherzigkeit, das Sektirerthum und die stete Bereitschaft, Jedermanns Aufrichtigkeit zu verdächtigen, insofern nur im Geringsten der ihnen vorliegende Fall nicht in eine der Kategorien, in eine der Klassificationen hineinpasst, welche von ihren Hohenpriestern aufgestellt worden sind. Jemand, der von noch nicht katalogisirten Empfindungen befallen wird, befindet sich der modernen Wissenschaft gegenüber etwa in derselben Lage, wie ein Anarchist gegenüber der modernen Gesellschaft. Er ist ein Auswürfling, ein Stein des Anstosses, ein Empörer. Man behandelt ihn als Schwindler, oder als Narren, je nachdem er für das Prestige der Fakultät mehr oder weniger gefährlich zu sein scheint, — und jeder schreit: „Sperrt ihn ein!“

Das ist eine herbe Kritik. Ob M. G. Méry, der doch versprochen hat, unparteiisch zu sein, dazu Grund hat, darüber mögen sich unsere Leser selber ein Urtheil bilden. Zu diesem Zwecke wollen wir die von M. G. Méry citirten ärztlichen Gutachten deren Hauptinhalt nach zu ihrer Kenntniss bringen.

Dr. Dumontpallier, Mitglied der Académie de médicine, der unbestritten als Meister in der Nervenheilkunde gilt, hat Mlle. Couédon nur einmal in einer Sitzung der psychologischen Gesellschaft, wo sie blos einige Minuten lang verweilte, gesehen. Er hat sie im normalen Zustande gefragt, wann die vom Engel Gabriel angekündigten Umwälzungen eintreten würden, und als sie ihm darauf antwortet: „Das hat mir der Engel nicht gesagt,“ erklärt er sie für „eine Verrückte“ und . . . „eine Schwindlerin“.

Dem Dr. Maurice de Fleury gilt Mlle. Couédon entweder für „inspirirt“ oder für „nervenkrank“. Wie Dr. Dumontpallier sich schliesslich für die Bezeichnung „Schwindlerin“ entschied, so erklärt Dr. de Fleury sie endgiltig für eine „Nervenkranke“, indem er behauptet, sie habe fast alle Anzeichen einer Krankheit an sich, welche von Dr. Séglas, einem Hilfsarzt an der Salpêtrière, in den letzten Jahren aufs Genaueste erforscht und analysirt worden sei.

Dr. Edgar Bérillon, Director der Revue de l'Hypnotisme, hält Mlle. Couédon zwar nicht für „geisteskrank im Sinne des Gesetzes“, aber für behaftet mit der Krankheit der „Verdoppelung der Persönlichkeit“ (dédoublement de la personnalité*).

*) Doppelleben (alternirendes Bewusstsein), von Paul Lindau in seinem Schauspiel „Der Andere“ auf die Bühne gebracht. H. B. F. (Siehe auch unter „Vermischtes“ dieser Nummer „Das Doppel-Ich“).

Im Gil Blas lässt sich der uns bereits bekannte Dr. Hacks vernehmen: „Mir scheint Mlle. Couédon einfach von einer religiösen Monomanie ergriffen zu sein, die sehr schnell in Verfolgungswahnsinn ausarten kann. Von da bis zum Selbstmord oder zum Verbrechen ist dann nur noch ein Schritt“.

Vergleicht man hiermit die weiter oben ihm zugeschriebene Aeusserung „sie ist eine Simulantin, sie heuchelt, sie lügt“, so wird man zu dem Anerkenntniss genöthigt, dass Dr. Hacks in seiner Beurtheilung des Falles recht vielseitig ist.

Dr. Georges Guinon, ein die grösste Hörerzahl um sich versammelnder Lehrer an der Salpêtrière, hat zwar die von ihm sogenannte „unglückliche junge Dame“ nicht zu Gesicht bekommen, aber das hindert ihn gar nicht, sie im „Eclair“ für „entweder geradezu verrückt oder eine Somnambule“ zu erklären. Da nun blos eine von beiden Alternativen zutreffen kann, ist er schliesslich so gütig, die letztere zu acceptiren.

Dr. Albert Robin von der Académie de Médicine gehört zu den Wenigen, welche eine vorsichtige Reserve beobachten. „Wenn Jeanne d'Arc in diesem Jahre des Heils 1896 lebte, so würden wahrscheinlich die meisten Aerzte sie verächtlich als hysterisch Kranke behandeln .... nichtsdestoweniger hat sie Wunderdinge verrichtet und war ein grosses Weib“, so sagt Dr. Robin nachdenklich und erinnert dabei an einen Ausspruch des Mathematikers und Physikers Biot:

> „Unser Wissen ist Nichts im Verhältniss zu dem, was wir nicht wissen. Was wir nicht wissen ist Nichts im Vergleich zu dem, was wir je wissen können. Was wir noch jemals wissen können ist Nichts, verglichen mit dem, was niemals irgend jemand wissen wird“.

Dr. Robins Gutachten schliesst mit der Aufforderung: „Abwarten!“

Dr. Le Menant des Chesnais hält die Gehirnfunctionen von Mlle. Couédon für gestört, sie leide an Verdoppelung der Persönlichkeit und bringe in Reimen ebenso hohle wie nichtssagende Redensarten vor.

„Sieben Aerzte, sieben verschiedene Meinungen! Was nützt es, die Aufzählung weiter fortzusetzen? Man möchte platzen vor Lachen!“ so ruft M. Gaston Méry aus. Muss man ihm nicht Recht geben? Wirklich, man könnte sich über diesen Rattenkönig von ärztlichen Urtheilen amüsiren, wenn nicht die bedenkliche Seite der Sache die wäre, dass die Urheber jener Urtheile sich unter Berufung auf ein ihnen ertheiltes Diplom als Vertreter der Wissenschaft aufspielen dürfen. Wer immer Achtung vor der Wissenschaft hat, muss laut dagegen protestiren, dass sie immer und immer wieder an den Pranger gestellt wird von jenen Pseudogelehrten, die, mit ihrem Hermelin geschmückt, noch stets in unverändert gleicher Weise dem Neuen, dem Unbekannten die gehörnte Stirn geboten haben, mag dieses Unbekannte eine Locomotive oder ein Meteorstein gewesen sein, mag es sich an den Namen Mesmer, Hansen oder Couédon knüpfen.

Ganz richtig bemerkt Gaston Méry, dass die von den Aerzten veröffentlichten Urtheile eine dreiste Voreiligkeit bekunden, weil sie ohne jede genaue Kenntniss des davon betroffenen Gegenstandes abgegeben worden sind. Die in gehöriger Weise constatirte Thatsache, dass Mlle. Couèdon richtige Enthüllungen macht, wird von ihnen ignorirt, mit Stillschweigen übergangen, ja unterdrückt. Von allen „Patentgelehrten" haben nur zwei den Muth gehabt, sich auf dem Wege eigener persönlicher Erfahrung eine Ueberzeugung zu verschaffen, nämlich der bereits genannte Dr. de Chateaubourg und Dr. Encausse (Papus). Insbesondere letzterer hat sich nicht mit ein paar flüchtigen Fragen an die Seherin begnügt, sondern hat diese einen ganzen Monat lang geduldig und mit minutiöser Genauigkeit beobachtet. Wir werden auf das Gutachten von Dr. Encausse nachher zu sprechen kommen, nachdem wir erst noch mit den Ansichten der Geistlichkeit über Mlle. Couèdon uns kurz bekannt gemacht haben. Die Mittheilungen darüber bilden den Schluss von M. Gaston Méry's aufrichtig und freimüthig geschriebener Broschüre.

Der Geistlichkeit, der Kirche (der katholischen), kann der um und wegen Mlle. Couèdon entbrannte naturwissenschaftliche Streit ganz gleichgiltig sein, da für sie die Möglichkeit von derartigen Offenbarungen fundamental feststeht. Für die Kirche kommt es nur darauf an, ob Mlle. Couèdon wirklich die Vermittlerin des göttlichen Wortes, oder eine vom Teufel Besessene, oder aber eine Absonderlichkeit ist, welche die Kirche nichts angeht; und die Geistlichkeit hat, wie M. Gaston Méry ihr bezeugt, mit gutem Willen und in aller Aufrichtigkeit sich bemüht, darüber Klarheit zu erlangen. Freilich ist das bis jetzt nicht gelungen; man ist in den massgebenden Kreisen perplex und weiss offenbar nicht, wofür man sich entscheiden soll.*) Insbesondere hat der Bischof von Paris,

---

*) Nach einer Mittheilung des Pariser Correspondenten der „Vossischen Zeitung" vom 23. Mai cr., ist dem Frl. Couèdon von der Geistlichkeit der Erzengel Gabriel abgesprochen worden. Der aus sechs Geistlichen und sechs Aerzten bestehende Ausschuss der Société des Etudes physiques ist zu folgendem Entscheid gekommen, den der Vorsitzende, Domherr Brettes, vortrug. Der Ausschuss verneint die Annahme, dass die Seherin unter der Wirkung natürlicher Ueberreizung stehe, da sie vollständig gesund, weder hysterisch, noch geistesgestört ist. Doch giebt er die Möglichkeit zu, dass sie unter Einwirkung noch nicht erforschter Naturkräfte stehe. Unter göttlicher, himmlischer Einwirkung kann sie nicht stehen. Der Engel Gabriel hat die Jungfrau Maria nur einmal heimgesucht, als sie im Gebet war, während er zu Frl. Couèdon während ihres Frühstücks gekommen ist und seither ihr von Morgens 8 bis Abends 9—10 Uhr zur Verfügung stehen soll. Dies ist unmöglich. Dabei führt er eine unerhörte Sprache, nennt den Papst einen Schwätzer, behauptet, die Kirche habe sich geirrt, sie werde umgestaltet, ein Retter werde kommen. Herr Brettes stellte an Frl. Couèdon die Frage: „Sie sind sicher, dass der Engel Gabriel durch Sie redet? Wenn der Papst Ihnen nun sagen würde, dass Sie sich täuschen, würden Sie ihm glauben?" „Nein," war die Antwort, „denn der Engel kann mich nicht täuschen." Nimmt man dagegen teuflische Eingebung an, fährt der Bericht fort, so erklärt sich alles. Frl. Couèdon verkehrt viel

von dem die Seherin behauptet hat, dass er ihr Schwierigkeiten machen werde, es bisher vermieden, in der Angelegenheit offen Stellung zu nehmen. Die niedere Geistlichkeit scheint in der Mehrzahl dem Glauben an die göttliche Mission der Seherin zuzuneigen, freilich aus Gründen, die mehr mit dem Herzen als mit der Vernunft zu thun haben. Man beruft sich darauf, dass Mlle. Couédon communicirt, dass durch ihren Mund Erlösung denen verheissen werde, welche zur heiligen Jungfrau beten u. s. w., folglich könne die Seherin nicht vom Teufel besessen sein. Im Gegensatz hierzu wird in einem längeren theologischen Gutachten, welches La Vérité publicirt, in ganz interessanter Art der Beweis zu führen versucht, dass der sich durch Mlle. Couédon kundgebende Geist ein Lügengeist sei. Dieser Artikel scheint die Ansicht der höheren Geistlichkeit widerzuspiegeln, namentlich derjenigen von Paris, unter welcher sich, wie M. G. Méry lächelnd bemerkt, mehr Anhänger des heiligen Thomas finden, als man glaubt. So hat der Abbé Fonssagrive, Almosenier vom Cercle du Luxembourg die ganze Geschichte für „reine Fopperei" erklärt und dazu die charakteristische Bemerkung gemacht: „Wenn ich glauben soll, will ich sehen; und wenn ich dann sicher bin, so bin ich noch lange nicht sicher, ob ich meiner Sache sicher bin".

Durch grosse Sachlichkeit und Vorsicht zeichnet sich dagegen ein anderer hoher Geistlicher, der Stiftsherr M. Brettes, aus, welcher einem in Band 31 von L'Initiation*) vom 7. April 1896 enthaltenen Bericht zufolge sich dahin geäussert hat, dass er weder die vollständige Ehrlichkeit von

---

mit Spiritisten, wurde von einer solchen, Frau Orsat, geschult und drängt nach Oeffentlichkeit und Aufsehen. Der durch sie sprechende Geist ist hochfahrend und wird zornig, wenn man ihm widerspricht. Auf die Frage, ob man für die Bekehrung Englands beten solle, antwortete er: „Du kannst beten, das beschäftigt Dich". Jeder religiösen Frage weicht er aus. Von der Sühnekirche auf dem Montmartre sagte er, sie werde eines Tages einfallen. Einem Menschen versprach er, ihm in seinem Zweikampf beizustehen; er werde seinen Gegner verwunden. Also der schärfste Widerspruch gegen die Kirche, die das Duell verbietet. Der Domherr will trotzdem nicht behaupten, es handle sich unbedingt um teuflischen Einfluss. Frl. Couédon hat gute Absichten, führt ein ehrenhaftes untadeliges Leben. Aber ihr Gebahren regt die Menge auf, die gegen Irreführung gewarnt werden muss. Frl. Couédon ist vielleicht das Opfer ihrer Einbildungskraft. Es ist übrigens Thatsache, dass ihre Voraussagungen vielfach mit längst bekannten alten Weissagungen übereinstimmen, selbst wenn ein böser Geist durch sie spricht, könnte sie doch eine Aufgabe zu erfüllen haben. Der Spiritismus ist die Folge des Materialismus, der Rückschlag ist unvermeidlich. Der Frl. Couédon als Mundstück gebrauchende Geist bezeugt jedenfalls das Vorhandensein der übersinnlichen Welt, der er angehört. Der Schluss lautet: „Frl. Couédon ist weder krank, noch hysterisch oder irrsinnig; ihr Thun ist bei dem jetzigen Stand der Wissenschaft nicht zu erklären; ist es ein Geist, der durch sie spricht, so ist er zweifellos kein himmlischer Geist."

*) L'Initiation. Revue philosophiques des Hautes Etudes. Publiée mensuellement sous la direction de Papus, Docteur en médicine — Docteur en kabbale. Paris, Villa Montmorency, 10 Avenue des Peupliers.

Mlle. Couédon bezweifle, noch sie für vom Teufel besessen halte. Dieses Urtheil fällt um so mehr ins Gewicht, als M. Brettes sowohl Begründer wie Präsident der „Société des sciences psychiques" ist, jener selben Gesellschaft, zu deren behufs Untersuchung des Falles Couédon eingesetzter Commission als Mitglieder u. a. auch Dr. Hacks, der unsern Lesern ebenfalls bekannte Dr. Dariex, Director der „Annales psychiques" und Dr. Encausse (Papus) gehört haben. Von der Berichterstattung dieser Commission war oben schon die Rede.

Wir sehen, die patentirten Vertreter der Wissenschaft sind uneinig und die Kirche ist unschlüssig. Unter diesen Umständen ist es Herrn G. Méry nicht zu verdenken, wenn er seinerseits ebenfalls von der Formulirung bestimmter Schlussfolgerungen absieht und sich darauf beschränkt, bei Mlle. Couédon lediglich das Wirken einer intelligenten Kraft zu constatiren, ohne nach dem Wesen derselben zu forschen. „Es ist mir vorgekommen," so schliesst er, „als hätte ich dem Anfang von irgend einem Etwas beigewohnt . . . und auf jeden Fall habe ich meine Reporterpflicht erfüllt".

Etwas anderes ist es mit Dr. Encausse (Papus), weil dieser als Arzt sowohl wie als Okkultist alle jene Eigenschaften in sich vereinigt, welche in ihrer Gesammtheit den Ruf der Autorität begründen. Ausgerüstet mit einem gründlichen, gediegenen Wissen, sowie mit einer umfassenden, gereiften Erfahrung, darf er sich um so mehr erlauben, über Mlle. Couédon eine bestimmte, um nicht zu sagen massgebende Ansicht zu äussern, als er, wie uns von M. G. Méry bestätigt worden ist, sich die Mühe genommen hat, Mlle. Couédon einen ganzen Monat lang mit grosser Genauigkeit und Geduld zu beobachten. Keiner der verschiedenen über Mlle. Couédon gefällten Aussprüche dürfte competenter als der von ihm ausgegangene sein, weshalb wir es für angemessen erachtet haben, mit dessen Bekanntgabe unsere Besprechung abzuschliessen.

Dr. Encausse (Papus) hat sich sowohl im „Gaulois" wie in dem obenerwähnten Bande von L'Initiation über Mlle. Couédon ausgesprochen. Bei der ersten Zusammenkunft mit der Seherin war er von grösstem Skepticismus erfüllt, den er nach gewissenhafter Prüfung indessen gänzlich fahren lassen musste. Inhaltlich seines ausführlich begründeten Gutachtens dürfen wir für thatsächlich festgestellt erachten, dass Mlle. Couédon weder hysterisch, noch geisteskrank oder mit religiösen Wahnvorstellungen behaftet, noch eine Betrügerin ist. Alle in diesem oder ähnlichem Sinne erhobenen Beschuldigungen finden keine Rechtfertigung durch die Thatsachen. An Mlle. Couédon ist auch nicht ein einziges Symptom von Hysterie constatirt worden. Da nicht nur in einem sondern in vielen Hunderten von Fällen ihre Prophezeiungen und Visionen sich als **richtig** erwiesen haben, kann ebenso wenig von Betrug wie von Geisteskrankheit oder religiösem Wahn die Rede sein. Wenn es auch heute noch unmöglich ist, volle Klarheit über das Wesen der hier wirksamen Kraft zu gewinnen, so bleibt nichts-

destoweniger die unbeugsame Thatsache bestehen, dass eine unbekannte Kraft in phänomenaler Weise thätig ist. Man hat auf die vorgekommenen Irrthümer hingewiesen. Nun, ein Irrthum ist noch lange kein Betrug, und was beweist denn ein Irrthum? Unseres Erachtens alles gegen sich selbst, nichts gegen das, was einmal als wahr feststeht. Im vorliegenden Falle würde also der Umstand, dass irrthümliche Visionen constatirt worden sind, lediglich zu der Frage berechtigen, ob denn bei Visionen jeder Irrthum ausgeschlossen ist, ob visionäre Angaben, mögen sie nun von Geistern (um dieses von der Wissenschaft verpönte Wort zu gebrauchen) oder hellsehenden Individuen stammen, immer richtig sind oder gar richtig sein müssen. Diese Frage muss entschieden verneint werden. Man mache sich doch nur das Wesen der Vision, hier speciell der Prophezeiung klar. Der Prophet greift doch nicht die von ihm verkündeten Ereignisse aus dem Schoosse der Zukunft heraus, etwa so als wie man aus einer Cigarrenkiste eine oder mehrere Cigarren herausnimmt. Beim Prophezeien kann es sich vernünftigerweise doch nur um die Wahrnehmungen entfernter Wirkungen handeln, deren, wenn auch noch so verborgene Ursachen zur Zeit der Prophezeiung bereits gegeben sind. Cessante causa, cessat effectus, d. h. wenn eine Prophezeiung sich nicht erfüllt, so ist damit noch nicht bewiesen, dass sie zur Zeit der Verkündung nicht richtig war. Natürlich kommt dabei auch die Möglichkeit falscher Wahrnehmung in Betracht. Irren ist nicht blos menschlich, es ist — auch geistig. Wo steht geschrieben, dass Geister irrthumsfrei sind? Das Dogma der Unfehlbarkeit hat in der übersinnlichen Welt genau so wenig oder — um höflich zu sein — genau so viel Berechtigung wie in unserer sinnlichen Welt. Uns ist aus Erfahrung bekannt, dass der Glaube an die Unfehlbarkeit der Geister in gewissen Kreisen schon viel Unheil angerichtet hat. Man weiss, dass Geister Unwahrheiten sagen, und vergisst merkwürdigerweise, dass sie auch irren können. Ja wirklich, wo man denkt, wird auch geirrt. Mag das denkende Wesen Mensch oder Geist heissen, mag es sich um die sinnliche oder übersinnliche Welt handeln — der Irrthum ist universal, ebenso universal wie die ihm gegenüberstehende Wahrheit. Mögen also bei Mlle. Couédon's Visionen auch noch so viele Unklarheiten, Ungenauigkeiten und Irrthümer vorkommen, so beweisen sie nichts gegen die von vielen Hunderten ehrenwerther Personen bezeugte Thatsache, dass auch mindestens ebensoviele Wahrheiten von ihr verkündet worden sind. Die an Mlle. Couédon beobachteten Phänomene zwingen den aufrichtigen, vorurtheilslosen Denker, anzuerkennen:

1. dass dem Menschen Fähigkeiten innewohnen, welche weit über die ihm durch die körperlichen Sinne gezogenen Grenzen hinausreichen;
2. dass übersinnliche intelligente Kräfte existiren;
3. dass übersinnliche intelligente Kräfte den Menschenkörper zu beeinflussen vermögen.

„Wiederum,“ sagt Dr. Encausse, „hat das Unsichtbare sich thätig gezeigt; aber ebensowenig wie gestern werden die Menschen heute die Wahrheit erkennen.“

Ob er Recht behalten wird?

„Ihr schwebt, ihr Geister, neben mir;
Antwortet mir, wenn ihr mich hört!“ *)

Vermischtes.

Die folgenden Thatsachen beanspruchen schon deshalb ein grösseres Interesse, weil sie die Darwin'sche Vererbungstheorie auch für psychische Eigenarten zu bestätigen scheinen:

1. Der Rittergutsbesitzer K. zu Trz. bei Posen erblickte in der Nacht vom Bett aus eine weisse Gestalt, welche ihn zu sich heran winkte und auch mit dem Finger nach der Decke über dem Bett wies. Im Halbschlafe wandte er sich nach der Wand, wurde aber durch diese Bewegung völlig wach. Um sich zu vergewissern, ob er nur geträumt habe, richtete er sich nunmehr auf, sah die Gestalt, in der er deutlich seine verstorbene Mutter erkannte, noch immer an derselben Stelle stehen und die gleichen Zeichen machen. Erschreckt verliess er nun das Schlafzimmer. Kaum aber hatte er das Nebenzimmer erreicht, als mit lautem Krachen ein Theil der Decke herabstürzte und namentlich das Bett mit Trümmern bedeckte.

2. Der Sohn des eben erwähnten Gutsbesitzers war in jüngeren Jahren Seemann. Auf hoher See befand er sich einst auf dem Mastkorbe und sah hier seinen Vater, von dessen Krankheit er keine Nachricht empfangen hatte, als Leiche im Sarge liegen. Bestürzt meldete er diese Erscheinung dem Kapitän, der Tag und Stunde genau verzeichnete. Als das Schiff Liverpool erreicht hatte, fand sich unter den eingelaufenen Briefen die Nachricht vom Tode des Gutsbesitzers. Die Erscheinung hatte genau am Todestage stattgefunden.

3. Der junge Seemann erlernte hierauf die Landwirthschaft und übernahm das väterliche Gut. Im rüstigsten Mannesalter raffte ihn eine lange schwere Krankheit dahin. Gleichzeitig mit ihm lag auch sein Sohn an einem nicht unbedenklichen Leiden darnieder. Man beschloss daher, dem Kinde den Tod des Vaters vorläufig zu verheimlichen. Als aber die Mutter — nach deren Mittheilung diese Thatsachen wiedergegeben sind — zu dem Knaben trat, erklärte er sofort: „Papa ist gestorben.“ Auf die Frage woher er davon Kunde erhalten, erwiderte er, er habe ihn im Sarge liegen sehen.

Dr. phil. Nagel.

Das „Doppel-Ich.“ Die räthselhafte Erscheinung der sogenannten Spaltung der Persönlichkeit oder das „Doppel-Ich“ ist lange Zeit ein Gegenstand des Streites unter den Psychologen gewesen, ihre Thatsächlichkeit wurde von der Mehrzahl der Gelehrten, wohl hauptsächlich mit Rücksicht auf die kritiklose Ausschlachtung dieser Erscheinung für gewisse unklare mystische Theorien, (?) von vornherein bestritten. Doch haben sich in Folge der neuerdings angestellten systematischen Untersuchungen unzweifelhaft echte Fälle dieser Erscheinung ergeben. Einen sehr bezeichnenden, dessen Object ihm persönlich bekannt ist, erzählt William James, der bekannte amerikanische Psycholog, wie die „Münch. N. N.“ mittheilen, in seinem streng wissenschaftlichen „Principles of Psychology“. Der Rev. Anselm Bourne von Greene (Rhode Island) war durch den plötzlichen zeitweiligen Verlust des Gesichts und Gehörs unter sehr merkwürdigen Umständen vom Atheismus zum gläubigen Christenthum bekehrt worden und lebte daher seit etwa seinem dreissigsten Jahre als Wanderprediger. Er zeigte im Allgemeinen keine psychischen Abweichungen, nur litt er hier und da für etwa eine Stunde an völliger Abwesenheit des Bewusstseins; im Uebrigen

---

*) Goethe, Faust.

war er von guter Gesundheit, und galt für einen Mann von unbedingter Wahrheitsliebe und Zuverlässigkeit. Am 17. Januar 1887 erhob nun Bourne 551 Dollars von einer Bank in der Stadt Providence, um ein Grundstück in seiner Heimathstadt Greene zu bezahlen, beglich einige Rechnungen und bestieg darauf einen Pferdebahnwagen. Dies ist das letzte Ereigniss, dessen er sich später erinnerte. Er kehrte an jenem Tage nicht nach Greene zurück und über zwei Monate blieb er dort verschollen. Er wurde in den Zeitungen als vermisst ausgeschrieben, und da man hinter dem geheimnissvollen Verschwinden naturgemäss ein Verbrechen argwöhnte, suchte auch die Polizei, allerdings vergeblich, seinen Aufenthaltsort zu ermitteln. Am Morgen des 14 März erwachte indessen zu Norristown in Pennsylvanien ein Mann, der dort nach seiner eigenen Angabe als Mr. A. J. Brown galt, und rief in grösster Bestürzung die Leute in dem von ihm bewohnten Hause zusammen, damit sie ihm sagten, wer er sei. Dieser angebliche A. J. Brown hatte etwa sechs Wochen vorher in Norristown einen kleinen Laden eröffnet, ihn mit Galanteriewaaren, Obst, Näschereien und dgl. versehen und still seinen kleinen Handel betrieben, ohne dass er Jemandem als abnorm oder excentrisch aufgefallen wäre. Er sagte jetzt, sein Name sei Anselm Bourne, er wisse durchaus nicht, wie er nach Norristown gekommen sei, verstehe garnichts von einem Ladengeschäft u. s. w.; das Letzte, an dass er sich erinnere, sei der bewusste Vorfall in Providence. Natürlich hielt man ihn für verrückt, und auch der herbeigerufene Arzt war dieser Ansicht, bis auf telegraphische Meldung in Providence der Neffe des Geistlichen, Mr. Andrew Harris, in Norristown erschien, alle Angaben seines Onkels bestätigte und ihn mit nach Hause nahm. Bourne war sehr schwach geworden, hatte in der kurzen Zeit über 20 Pfund an Gewicht verloren und seitdem eine solche Scheu vor jedem Kramladen, dass er keinen Fuss mehr in einen solchen setzte. Was er die zwei Wochen bis zu seiner Ankunft in Norristown getrieben, blieb unaufgeklärt, da die allerdings sehr bestimmten Angaben, die er lange nachher im Zustand der Hypnose darüber machte, durch keinerlei Zeugen bewiesen werden konnten. In Norristown hatte er still für sich gelebt und nur einmal beim Morgengebet in der Kirche eine von den Hörern für gut befundene geistliche Ansprache gehalten.

(Beiblatt zum St. Petersburger Herold, No. 190, vom 10. (22.) Juli 1896.)

Unbewusstes Seelenleben oder Hellsehen? Eine Beobachtung aus dem Gebiete des unbewussten Seelenlebens veröffentlicht Professor Reubold (Würzburg) in der „Münchener Medicinischen Wochenschrift“. Vorausgesetzt muss werden, dass es sich um ein Brautpaar handelt, das ja wegen der starken Konzentration seines Seelenlebens auf sich selbst für die Verhältnisse seiner Umgebung wenig Interesse zu haben pflegt und somit zu dem Vorgang, der mitgetheilt werden soll, in jeder Hinsicht gut geeignet ist. Herr X. also besucht eines Tages seine Braut für kurze Zeit. Man liest einige Gedichte zusammen, erinnert sich dabei aber plötzlich, dass noch ein gemeinsamer Brief für Danksagungen zu erledigen ist. Rasch wird der Tisch abgeräumt, um für Schreibzeug und Papier Platz zu schaffen, und dabei auch eine Taschenuhr mit weggenommen. Der Brief fesselte um somehr die Aufmerksamkeit des Paares, als ein Spaziergang angesagt war. Nach demselben dachte man endlich an die Uhr. Man forschte nach ihr, schliesslich mit einer gewissen Aufregung auf allen Möbeln, in Schubladen, Kästen, hinter Geräthen, kurz an allen möglichen und unmöglichen Plätzen; aber vergebens. Sie blieb auch bei fernerem Suchen verloren, und man gewöhnte sich schon an den Gedanken des Verlustes, der um so unerklärlicher sein mochte, als ein Diebstahl nicht in Frage kommen konnte. Der Bräutigam verreiste. Siehe da! Nach etwa einer Woche langte ein Brief von ihm mit der frohen Botschaft an, die Uhr sei gefunden; er habe in verflossener Nacht geträumt, sie stecke in der äusseren Brusttasche seines Rockes, den er damals angehabt hatte, und richtig, die Uhr war da, und der Traum hatte nicht getäuscht. Demnach war also ein Vorgang, der zwar im bewussten Seelenleben, doch lediglich mechanisch und ohne alle

Aufmerksamkeit sich abgespielt hatte, der unmittelbar nachher vergessen und auf längere Tage hin, ja wohl für immer für das Bewusstsein völlig verloren gegangen war, aus der Tiefe des Unbewussten unvermittelt, aber mit konkreter Sicherheit wieder aufgetaucht. Diese Beobachtung, deren Richtigkeit verbürgt wird, ist eine werthvolle Bestätigung für die Existenz eines unbewussten Seelenlebens. Wir träumen ja nicht selten von Dingen und Ereignissen, die weit zurückliegen in unserem Leben — Examenträume — die im wachen Zustande nie emporkommen. Dieselben sind eigentlich nicht vergessen, da wir uns bei einigem Nachdenken auf Einzelheiten noch wieder besinnen können, wobei freilich die Erinnerung an das frühere Erlebniss nicht jenen Gemüthszustand hervorruft, der ihm seinerzeit anhaftete, der aber im Traum wieder lebendig wird.

Die Leser der „Uebersinnlichen Welt,“ mit derartigen Phänomenen vertraut, erfahren hier nichts Neues; aber es lohnt sich doch, von dieser Mittheilung Notiz zu nehmen, weil eine Bemerkung darin geradezu erheiternd wirkt. Heiterkeit ist auch für alle diejenigen, welche von der Wirklichkeit des „Uebersinnlichen“ überzeugt sind, statthaft und gesund, deshalb wollen wir die Gelegenheit dazu nicht unbenutzt vorübergehen lassen.

„Vorausgesetzt muss werden,“ so wird gesagt „dass es sich um ein Brautpaar handelt, das ja wegen der starken Konzentration seines Seelenlebens auf sich selbst für die Verhältnisse seiner Umgebung wenig Interesse zu haben pflegt u. s. w., und trotz der starken Konzentration des „Seelenlebens des Brautpaares auf sich selbst“ träumt der Bräutigam von — einer abhanden gekommenen Uhr. Das ist curios! Aber so geht's allemal; wenn dem Materialismus etwas passirt was er nicht nach seiner Manier auf sogenannte „natürliche“ Weise zu erklären vermag, so muss sich die Logik eine höchst unnatürliche Verrenkung gefallen lassen, und das nennt man dann „eine werthvolle Bestätigung für die Existenz eines unbewussten Seelenlebens.“ O, du unbewusster Materialismus!

Wenn es sich nun nicht, wie im gegebenen Falle, um die Vergangenheit sondern um die Zukunft handelt?

Als ich 1894 in B. wohnte, hatte ich eine Kohlmeise, ein allerliebstes Vögelchen, das frei im Zimmer umherflog und mir und meiner Frau viel Vergnügen bereitete, so dass es uns wirklich leid that, als wir wegen unserer bevorstehenden Uebersiedelung nach W. uns entschliessen mussten, das muntere Thierchen zu verschenken. Noch vor der Ausführung dieses Entschlusses träumte eines Nachts meiner Frau, dass unsere Meise verbrannt sei. Meine Frau erzählte mir Morgens den Traum. „Gieb Acht! Unserer Meise passirt was,“ sagte sie zu mir, als wir bald darauf das Vögelchen den damit beschenkten Bekannten auslieferten. Und richtig hörten wir einige Tage später, dass die Meise (wahrscheinlich scheu gemacht von einem kleinen Kinde der betreffenden Familie) in das offenstehende Offenloch geflogen und in der Gluth umgekommen war.

In diesem Falle kann man nicht „von Dingen und Ereignissen, die weit zurückliegen,“ reden; ebensowenig handelt es sich „um ein Brautpaar“ mit der starken Konzentration seines Seelenlebens auf sich selbst.“ Wie nun Herr Professor? Sollte es nicht doch so etwas wie rück- oder vorschauendes Hellsehen im natürlichen oder künstlich hervorgerufenen Schlafzustande geben?

H. B. Fischer.

Blicke in die Zukunft. Dass es Dinge zwischen Himmel und Erde giebt, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen lässt — daran gemahnt uns schon Shakespeare durch den Mund seines philosophischen Prinzen von Dänemark. Auch in unserer Zeit werden ja von Spiritisten und oft auch von wissenschaftlich gebildeten Männern Dinge erzählt, behauptet und verfochten, die im directen Gegensatz zu unserem alltäglichen Denken und Wissen, ja zu den uns bekannten Naturgesetzen stehen und über die man darum kurzer Hand den Stab bricht, weil sie eben gar zu unwahrscheinlich klingen. Wir wollen nun nachstehend das Schreiben eines Freundes unseres Blattes veröffentlichen, dessen Inhalt hohes Interesse verdient, ohne dass wir uns aber deshalb für denselben verbindlich machen können. Unsere Leser werden sich erinnern, dass wir

s. Z. einen Brief des bekannten Spiritisten Herrn Dr. Egbert Müller wiedergaben, in dem derselbe erzählte, dass von einem Medium im somnambulen Zustande ein Dachstuhlbrand beobachtet wurde, der sich später ereignete. Hieran anknüpfend theilt uns der Briefschreiber nun Folgendes mit:

Merkwürdige Erscheinungen, welche seit einigen Wochen bei einer mir bekannten Dame aus angesehenen Kreisen aufgetreten sind, veranlassen mich, diese Zeilen an Sie zu richten. Die in der Friedrichstadt wohnende Frau M. hat seit Kurzem merkwürdige Visionen, in denen sie Dinge, welche sich in der Zukunft ereignen sollen, voraussieht. So hat sie z. B. den „Iltis" auf dem Meere kämpfen und dann untergehen sehen! An weiteren Visionen, welche sich bei ihr, wie sie angiebt, auf ihr selbst unerklärliche Weise einstellen, hatte sie bis jetzt die folgenden: Sie sah ein Kohlengruben-Unglück in einer öden Landschaft. Nach der Kleidung der von ihr erblickten Leute etc. zu urtheilen, war es in Böhmen. Die Landschaft erschien ihr herbstlich-winterlich. Ausserdem las sie in ihrem „Bilde", welches sie bei geschlossenen Augen hatte, die Namen Dux und Brix (Dux liegt in Böhmen und hat bedeutende Braunkohlen-Bergwerke). Ferner sah die Dame das ihr persönlich bekannte Pest in Flammen; über der Stadt, welche ein sommerliches Gepräge trug, schien die Sonne; nach ihrer Schätzung brannte ungefähr ein Viertel der Stadt. – (Bekanntlich zerstörte vor einigen Tagen eine Feuersbrunst die Pester Markthalle.) Weiterhin sah sie im geistigen Bilde das ihr ebenfalls bekannte Swinemünde von einer verheerenden Sturmfluth heimgesucht. — Unbestimmtere Visionen waren:. Der Untergang eines grossen deutschen Passagierschiffes auf dem Meere, dessen Namen die Seherin nicht lesen konnte; der Einsturz einer grossen übers Wasser führenden Eisenbahnbrücke in Nordengland. Dies letztere vor ihrem geistigen Auge erschienene „Gemälde" beschreibt sie folgendermassen: Sie erblickt eine Landschaft mit einem Eisenbahnzuge, der den Namen „Glasgow" trägt, dann sieht sie die zusammenstürzende lange Brücke, an der sie nur ein Wappen mit dem Worte „Victoria" bemerkt. In der Nähe befindet sich eine grosse Stadt mit einem Hafen. Nahe der Brücke fährt ein Schiff mit deutschen Matrosen, an welchem sie den Namen „Irene" liest. Am deutlichsten erschaute die Seherin das zuerst erwähnte Grubenunglück, welches daher wohl auch zuerst eintreten soll.

Als noch weiter in der Zukunft liegend, sieht sie ein grosses Erdbeben in Griechenland, sowie schwere Kriege. In letzter Beziehung hatte sie namentlich in Bezug auf Deutschland ziemlich deutliche Gesichte. Nach ihren Aussagen haben wir das Jahr 1913 als ein grosses Kriegsjahr zu erwarten, speziell der Frühling des genannten Jahres soll für Berlin von grosser Bedeutung sein. Ferner soll im nächsten Jahrhundert wieder ein Religionsprediger, wie er seit Langem nicht dagewesen ist, erstehen, um die Menschen zur Gottheit zurückzuführen. Die Geburt dieses „Nachfolgers Christi" steht für Ende dieses Jahrhunderts in Aussicht*). Neben diesen Prophezeiungen, welche sich auf grosse, öffentliche Angelegenheiten beziehen, liefert die Dame auch viele von privatem Charakter. So z. B. hat sie dem Schreiber dieses prophezeit, dass er in Bälde ins Ausland gehe, sowie auch die einzelnen Lebenslagen beschrieben, in denen er sich in späteren Jahren befinden soll.

Die Dame, die sich sonst gar nicht mit dergleichen Sachen beschäftigt hat, verfällt dabei ohne ihr oder anderer Personen Zuthun in eine Art somnambulen Halbschlaf.

Leider weisen diese Visionen, mit Ausnahme der beiden letzteren, nur auf traurige Geschehnisse hin, sodass man nur den Herzenswunsch haben kann, dass sie nicht in Erfüllung gehen mögen.

(Bericht der „Berliner Zeitung" vom 2. August cr. nebst Ergänzungen von K. F. Gottfried Kerkau.)

*) Merkwürdiger Weise prophezeien die Adventisten und einige andere christliche Gemeinden die Wiederkunft Christi ebenfalls für Ende dieses Jahrhunderts, die Somnambule sieht aber nur die Geburt eines Nachfolgers Christi voraus.

Druck von Denter & Nicolas, Berlin C., Neue Friedrichstr. 43.